

Der Primas von Deutschland

Zum Doppeljubiläum des Erzbischofs von Breslau

Dr. Adolf Bertram

Der Metropolitan der neuen ostdeutschen Kirchenprovinz, Kardinal Erzbischof Dr. Adolf Bertram, hat am Freitag sein goldenes Priesterjubiläum begangen. Am 31. Juli empfing der Jubilar im Jullaneum zu Würzburg, wo er zusammen mit Franz Hige und Alois Schaefer, dem nachmaligen Apostolischen Vikar von Sachsen, seine Universitätsstudien absolvierte, die heilige Priesterweihe. Gleichzeitig kann Kardinal Bertram ein zweites seitenes Jubiläum feiern: am 15. August werden es 25 Jahre, seitdem der heilige Metropolitan von Breslau den Bischofsstuhl des heiligen Bernward von Hildesheim, seiner Vaterstadt, bestieg. 50 Jahre Priester und 25 Jahre Bischof, diese beiden Daten umfassen ein Lebenswerk, doppelt und dreifach wert, in seiner hohen Bedeutung gewürdigt zu werden, in einer Zeit tiefster wirtschaftlicher und vaterländischer Not, in der die Führerpersönlichkeit und die Autorität ganz allgemein einen sehr schlechten Kurs hat, in einer Zeit, in der besonders die religiösen und kulturellen Werte umkämpft und umstritten werden wie selten in der Weltgeschichte, in der gleichwohl aus dem Chaos der weltanschaulichen Zerrissenheit und Unsicherheit die starke weltanschauliche Geschlossenheit der katholischen Kirche aufstrebend hervortritt und denen, die an die Umwertung aller Werte glauben, mit eherner Folgerichtigkeit ihr „non possumus“ entgegenhält.

Selten mögen die Zeitenfürme und die Schicksalswogen der Geschichte die Breslauer Dominsel in gleicher Stärke umbrandet haben als in diesen Jahren, seitdem Adolf Bertram, auf dem Hildesheimer Bischofsstuhle bereits als Mann der Wissenschaft und des praktischen Seelenretters bewährt, seine Schritte nach dem deutschen Osten lenkte, um hier auf den Ruf des Papstes hin das Erbe eines Kardinal Kopp zu übernehmen. Damals hatte der Weltkrieg mit seiner blutigen Todesernte gerade begonnen. Die Kriegsunruhe brandete bis an die Grenzen der Diözese. Man wird sich erinnern, daß Benedikt XV. dem Breslauer Bischof den Kardinalshut erst im Dezember 1919 überreichte konnte, obwohl er ihm schon im Jahre 1916 zugebracht worden war. Und als dann die Waffen schwiegen, begann für die Diözese eine neue schwere Zeit. Der Kampf um Oberschlesien zog herauf, der zeitweilige auch in das religiöse Leben tief eingriff, und der mit der ungerechtfertigten Losreißung deutschen Landes auch dem Breslauer Fürstbistum bittere Wunden schlug. Hinzu kam die Sorge um die auf böhmischem Gebiet liegenden Teile der Diözese, die mit der Errichtung der tschechoslowakischen Staaten akut wurde. Und als dann die Kriegswunden vernarbt waren, mußte das Breslauer Fürstbistum im Interesse der Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse in Preußen neue, nicht unbeträchtliche Opfer bringen.

Würde ein Chronist das Lebenswerk eines Kirchenfürsten nur nach diesem flüchtig gestreiften äußeren historischen Geschehen beurteilen wollen, so wie man etwa die Hausmachtpolitik einzelner Fürstenhäuser zu beurteilen pflegte, dann würde er allerdings gegen die primitivsten Gesetze der Objektivität und Gerechtigkeit auf das Größliche verstoßen. Denn dieser äußere Ablauf des Zeitgeschehens, dieser Wandel geschichtlich gewordener Formen und Grenzen bleibt, ebenso wie das Relief einer von Weltanschauungskämpfen durchwühlten Zeit, nur der plastische Hintergrund, von dem sich das Charakterbild dieses Kirchenfürsten in scharfen Konturen abhebt. Reichen doch die Aufgaben, die einem Bischof gestellt sind, weit hinaus über die Erhaltung rein zahlenmäßiger und geographischer Größen. Der katholische Bischof hat eine geistig-religiöse Hausmachtpolitik zu betreiben, d. h.

seine ganze Kraft dafür einzusetzen, daß der heilig-religiöse Fundus, der ihm in seiner Diözese überliefert worden ist, in den Wehen und Wirren der Zeit keinen Schaden nehme, daß er vielmehr gehegt, gestärkt und erweitert werde. So gesehen wird der Geschichtsschreiber unserer Zeitepoche von Kardinal Bertram nur sagen können: Die Diözese Breslau hat in einer Ära größten politischen und religiösen Umbruchs, der über äußere Formen und Grenzen mehrfach hinwegschritt, einen Führer gehabt, der sein bischöfliches Amt jederzeit im Sinne einer Rettung der geistig-religiösen „Hausmacht“ geführt hat, und der darüber hinaus den deutschen Katholiken in allen entscheidenden Fragen ein weiser Berater und kluger Führer war.

Es ist in den letzten Jahren gewiß nicht immer leicht gewesen, von so hoher kirchlicher Warte aus im richtigen Zeitpunkt stets die richtigen Worte zu sprechen. Kardinal Bertram hat in allen diesen schweren Jahren, in denen er nicht nur als Oberhirt seiner Diözese, sondern dazu als Vorsitzender der Fuldaer Bischofskonferenz sprach, sich als ein weiser Anwalt des kirchlichen Lehramtes erwiesen. Von seiner wissenschaftlichen Gründlichkeit und von der Gewissenhaftigkeit seines Charakters geleitet, hat er nur dann in den großen Auseinandersetzungen unserer Tage die kirchliche Autorität in die Wagschale geworfen, wenn die weltanschauliche Klarheit das erforderte. Er hat aber auch nicht geschwiegen, wenn Millionen von Katholiken zur kirchlichen Autorität emporsahen, und von ihr Rat und Wegweisung erbeizten. Die Hirtenbriefe und Rundgebungen, die Kardinal Bertram erlassen hat, sind nicht nur Meisterwerke in der klaren schlichten Formschönheit ihrer Sprache, sondern auch ihrem unaufseharen Inhalt nach. Niemand wird gegen Kardinal Bertram den Vorwurf erheben können, er habe die Autorität seines hohen Amtes irgendwann auch nur im geringsten aufs Spiel gesetzt. Gewiß, gerade in den letzten Jahren, da der katholische Volksteil Deutschlands von Gegnern umkämpft und von falschen Freunden umworben wurde, wie kaum je zuvor, hat Kardinal Bertram nicht absteife gestanden. Er hat den Mut gehabt, vor das katholische Volk als Führer hinzutreten, wo immer die weltanschauliche Klarheit in den großen Lebensfragen des Einzelnen und der Gemeinschaft gefährdet war. So hat er in seinem letzten Neujahrs-rundschreiben zu einer der brennendsten Zeitfragen Stellung genommen, zu dem Problem des Nationalismus, dem er die Grundsätze wahrer Vaterlandsliebe gegenüberstellte. Es ist noch niemand aufgestanden, der auch nur einen Satz dieses Rundschreibens widerlegt oder als unrichtig erwiesen hätte, obwohl doch gerade um diese Begriffe ein leidenschaftlicher, das Volk zerreißender Kampf tobt. Die Entwicklung dieser innerdeutschen Auseinandersetzung hat vielmehr den Worten des Kardinals an der letzten Jahreswende nur all zu recht gegeben.

Wenn es trotzdem auch einzelne Katholiken gegeben hat und geben mag, deren Kritik auch vor der untadeligen Haltung dieses Kirchenfürsten nicht Halt macht und die von ihrem parteigebundenen Standpunkt aus in oft recht überheblicher Weise den Bischöfen Ratschläge für ihre verantwortungsvolle Amtsführung geben zu sollen glauben, so ist das nur ein Zeichen der traurigen politischen Begriffsverwirrung, die heute um sich gegriffen hat. Kardinal Bertram und seine Haltung ist über so kleinliche Kritik hoch erhaben. Er ist einen mutigen und geraden Weg gegangen.

Man kann daher wohl den Doppelgedenktag des Breslauer Fürstbischofs nicht besser und würdiger begehen, als durch die Erneuerung des Gelübnisses, daß Bischof und Volk nach wie vor untrennbar zusammengehören, daß die Bande, die uns deutsche Katholiken mit

Primiz in Dresden-N.

Dresden-N. Für die St. Franziskus-Gemeinde ist der heutige Sonntag (2. August) ein Festtag. An diesem Tage vormittag 9.30 Uhr wird ein Kind der Gemeinde, der Neupriester Herr Johannes Maier, Sohn des Herrn Oberlehrer Josef Maier, sein erstes hl. Messopfer feiern. Den Primizfesten wird er nach der Spätmesse vorm. 11.15 Uhr und nach der Segensandacht abends 7.30 Uhr, sowie am Tage darauf nach der hl. Messe um 7 und 8 Uhr erteilen. — Beim guten katholischen Volk geht das Wort: „Zu einer Primiz muß man sich ein Paar Stiefelsohlen durchlaufen“, d. h. das erste hl. Messopfer eines Neupriesters ist etwas so Kostbares, daß man keine Mühe und kein Opfer scheuen soll, um demselben beizuwohnen und sich den Primizfesten zu holen. Die katholische Gemeinde Dresden-N. wird dieses Glück zu schätzen wissen!

unserem Episkopat auf das engste verbinden, nur um so fester werden, je größer die Gefahren der Zersetzung ringsum anstücken. Im Vertrauen auf das Hirtenamt der Bischöfe, das sich von den Aposteln herleitet, liegt das große Geheimnis katholischer Einheit, Kraft und Geschlossenheit. Dieses Vertrauen werden wir zu erhalten und noch zu festigen wissen!

Dr. Max Domschko

Pius XI. an Kardinal Bertram

Breslau, 30. Juli.

Der hl. Vater hat dem Kardinal Bertram, wie schon kurz gemeldet, zu seinem silbernen Bischofs- und goldenen Priesterjubiläum ein außerordentlich huldvolles und herzliches Glückwunschsreiben geschickt. Der hl. Vater erinnert in seinem Rundschreiben daran, wie der hohe Jubilar ob seiner ausgezeichneten Gaben des Geistes und des Herzens schon früh sich hervorgetan habe, so daß er sich allgemeines Ansehen erwarb, und auf den Bischofsstuhl von Hildesheim erhoben wurde. Der Ruf seiner Tüchtigkeit drang weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus, so daß er auf den wichtigeren Stuhl von Breslau erhoben wurde. Und hier zeichnete er sich so sehr aus, daß Papst Benedikt XV. noch während des Krieges 1916 ihn als Kardinal ernannte und in pectore referierte, um ihn alsbald, nachdem der Kriegsdienst aufgehört hatte, auch öffentlich mit der Würde des Purpurs auszuzeichnen. Der hl. Vater hebt besonders die feilsorglichen Eier die reiche schriftstellerische Tätigkeit, die Nahrung von Glauben und Frömmigkeit im Volke, die Unterweisung des Volkes in der katholischen Religion, und sodann das eifrige Bemühen des Kardinals hervor, die katholische Mission zu betreiben nach den Weisungen des Apostolischen Stuhles durchzuführen, Zweifel und Unsicherheit darüber auszulösen und dieselbe allen eindringlich ans Herz zu legen. Set er doch überzeugt, daß das Vatikanpostolat für unsere Zeit nicht nur angebracht, sondern durchaus notwendig sei, auch deshalb, um den Anschlägen und Verleumdungen der Hebelwollenen zu begegnen. Der hl. Vater ruft die Segnungen des Himmels auf den Jubilar herab und ermächtigt ihn, in seinem Namen bei den Jubiläumfeierlichkeiten den päpstlichen Segen zu erteilen. Das Schreiben ist datiert vom 2. Juli 1931.

Zur kirchenpolitischen Lage in Spanien

Madrid, 29. Juli.

Bischof Leopold Eijo von Madrid gewährt dem Vertreter des „Excelso“ eine Unterredung über die kirchenpolitische Lage in Spanien. Obgleich der Bischof von Madrid dem Range nach weit hinter den Primaten von Toledo, Tarazona und Sevilla steht, kommt ihm heute doch erhöhte Bedeutung zu. Er steht örtlich der neuen Regierung am nächsten. Deren Mitglieder nehmen auch am meisten in ins Vertrauen. Er ist es, der die bekannten hochherren Erklärungen der spanischen Bischöfe der Regierung zu übermitteln hatte. Am großen und ganzen nimmt er eine durchaus vermittelnde Haltung ein. Über alles andere ist ihm daran gelegen, daß unter Wahrung der unantastbaren Rechte der Kirche das Land zur Ordnung und zum Frieden kommt.

Der Bischof von Madrid erklärte u. a.: „Die Kirche erhebt sich nicht gegen die Republik. Der Republikanismus ist an und für sich kein Gegensatz zur Religion. Ich selber kenne zum Beispiel republikaner, wie Alcala Zamora und Miguel Maura, die gläubende Republikaner und gleichzeitig ausgezeichnete Katholiken sind. Man kann tiefreligiös sein und die Verantwortlichkeit der Demokratie anerkennen. Ich brauche ein sehr

Flucht nach Rügen

Von Marabu.

Immer nur die Splitter im Auge der lieben Nächsten zu sehen, ist also nicht gut, aber auch die Keilung, dauernd den Balken im eigenen Auge zu betrachten, ist keineswegs beherrschbar. Besonders wenn man über genügend gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen verfügt, die einen stets über Umfang, Länge und Färbung dieses Balkens auf dem Laufenden halten. Wenn man also genügend lange diesen Balken im eigenen Auge fixiert hat, tut es gut, einmal etwas zu betrachten, was gar keine Balken hat. Zum Beispiel das Wasser.

„Das Wasser ist das Beste“, hat ja schon der alte Thales erklärt. Woraus freilich nicht geschlossen werden darf, der Mann sei „Wasserapostel“, zu deutsch: Antialkoholiker gewesen. Dem Vernünftigen nach sollen die alten Griechen nicht unerheblich gedurstet haben. Und daß das Wasser das Beste ist, vermag man nicht nur beim Anblick einer Flasche Brisenitzer zu erkennen. Man kann auch an die Ostsee gehen. Die ist zwar zum Trinken nicht geeignet (höchstens zum Ertrinken), aber um so geeigneter zum Anschauen. Millionen Tonnen prima Gurgetwasser in einer Wanne von prima Schieferland, zugebedet mit einer Stürze aus prima Himmelblau — das ist die Ostsee. Allerdings nur an schönen Tagen (aber der schönen Tage wegen fährt man doch hin).

Auf dem Ummen über den Balken im eigenen Auge also bin auch ich hingefahren. Oder eigentlich unter dem Eindruck der guten Freunde und getreuen Nachbarn (siehe oben) über die ein Zeitungsreporter ja in besonders reichlichem Maße verfügt. Als mich mein Freund Max aus Berlin besuchte (Sie kennen doch Max mit der großen Schnauze?) sah er, daß ich auf dem Wege war, die Gelbsucht zu bekommen, er öffnete das Gebirge seiner Zähne, wie der göttliche Homer sagt, und sprach die geklappten Worte: „Mensch, du mußt mal hier raus, sonst wirst du noch viel doofer, als du so schon bist.“

Da hab ich ihn denn hinausgeschmissen und mich hinterher,

und ehe ich recht zur Besinnung kam, sah ich im Schnellzug nach Stettin und fuhr an die Ostsee.

Die Stadt Stettin braucht kein Grund zu sein, um nicht über Stettin an die Ostsee zu fahren. Man nehme, wenn man den Stettiner Bahnhof verläßt, eine Taxe zum Hafen und mache unterwegs die Augen zu. Gott hat das Stadtbild von Stettin zugelassen, kein Ratschluß ist unerforscht, wer weiß, wofür die Stettiner büßen sollen. Aber den Hafen von Stettin muß man aufsuchen, wenn man eine anständige Seefahrt über die Ostsee antreten will. Und wozu fährt man sonst an die Ostsee? Im D-Zug nach Sahnitz zu fahren und sich in Stralsund über den „Bodden“ setzen zu lassen — ja da kann ich auch über Blawewitz nach Pillnitz laufen und dabei die Laubgatter Fährre benützen.

Seefahrt tut not! Und also flogen wir im Hafen der schauerlichen Stadt Stettin zu Schiff. Und zwar in dem Dampfer „Tregu“ der Dampfschiff-Gesellschaft Bräunlich S. m. b. H. — hochgepriesen sei ihr Name. Sie hat uns auf ihren Dampfern ohne Fährde nach Rügen und zurück transportiert. (Wohlgemerkt sollten die Leute auf Deck aufpassen; ja das sollten sie wirklich.)

Da wir aber nun einmal verraten haben, daß wir nach Rügen wollten, können wir noch ein übriges tun und hinzufügen, daß unser Ziel Winz hieß. Auf die Gefahr, daß der „Rechtshohausch“ nur beantragen wird, Herrn Marabu in den Senn-Gotha aufzunehmen. Da war aber nur der oben erwähnte Max schuld, als welcher behauptet hatte, in Winz sei der schönste Strand Stimmunt auf. Im übrigen wasche ich meine Hände in Unschuld und Dünensand.

Acht Stunden dauert die Fahrt von Stettin nach Winz, und das ist gar nicht lange. Hat man lange genug auf dem oberen Deck gestanden und geschaut, dann geht man auf das untere Deck und schaut weiter, wird einem das zu bumm, dann setzt man sich in den Speisesaal, und wenn man dort satt ist, bekommt man langsam Appetit auf die Aussicht vom oberen Deck. — Die Schmiechigkeit besteht allein darin, daß man auf der Einfahrt nicht so an das Faulenzen gewöhnt ist. Auf der Rückfahrt sind die acht Stunden viel kürzer.

Zu sehen gibt es genug. Da verkrümelt sich zunächst die Stadt Stettin in den Hintergrund, dann wird eine gebirgige Portion norddeutscher Tiefebene nebst Ober-, ferretet, und plötzlich fährt ihr zwischen Schiffszugenden hindurch, die in ganz unnötiger Weise blinkende Signale von sich geben, und da also schon für die Ostsee, bis sie sich an die Schale erinnern und an die Tatsache, daß da die Insel Usedom und Bollin noch dazwischen liegen. Das Schiff ist in jeder Beziehung etwas Reforberes: nicht Süh- und nicht Salzwasser, mit besonderen Fischlorten — hat also den Charakter wie etwa in der Politik die Deutsche Volkspartei.

Wöglich aber wird die Wasserbahn wieder eng; die Ober ist wieder da, nur heißt sie jetzt Zwine, woraus erhellt, daß man auf diesem Wege nach Swinemünde kommt. Schwennwert an dem Hafen von Swinemünde ist neben den prachtvollen Dampfern des Seediensles Ölkrauken vor allem der dicke Schahmann, der dort gewöhnlich Dienst tut. Hinter Swinemünde aber kommt der Leuchtturm von Osternothafen, und dann!

Dann beginnt die Ostsee wirklich. Der Horizont nach Norden ist plötzlich ganz scharf mit dem Lineal gezogen, oben strahlend hellblau, unten fast dunkelblau mit silbernen Glanzlichtern. Rostrote Felsfelsen überstrecken flüchtig diese Linie. — „Das Meer, das Meer!“ haben vor Zeiten die Jehntausend des Xenophon bei solchem Anblick gerufen. Oder vielmehr: „Thalatta, Thalatta!“, denn sie sprachen geläufig griechisch.

Und wenn dann die glänzende Bende der Insel Usedom, von Deringdorf bis Zimmowik, abgenommen ist, wenn die Küste mehr und mehr zurückweicht, das Meer der See in der Runde wächst und nur die Felswälder die uns die Insel Rügen wie mannende Signale in der Nähe heben: dann mußst du tief die tröstliche Kraft der See. Und ahnt, daß es gar nicht so sehr wichtig ist, daß da hinten irgendwo hinter der Küste Pealöwen und Dinne sind, die dich ärgern. Seefahrt tut not, das Meer Wasser wärd' alles od. „Das Wasser ist das Beste“

Die Sandungobrücke von Winz ist sechshundert Meter lang, und man muß jedesmal zwanzig Pfennig bezahlen, wenn man